

BERLIN-SCHLACHTENSEE

Ich will noch einmal jene glücklichen drei letzten Jahre heraufbeschwören, die mein Mann und ich in Berlin und auf der Insel Usedom erlebten; will versuchen, die Landschaften unseres Alters in direktem und im übertragenen Sinn zu beschreiben.

Irgendwann in den achtziger Jahren hatte Adenauers Schwiegersohn sein von uns bewohntes Haus verkauft, und in den Neunzigern entschied der Käufer, es selber zu beziehen. Anstatt in Köln noch einmal ein neues Domizil zu suchen, zu finden und sich dort einzurichten, zog es Heinz Zöger in die frühere Heimat, nach Berlin.

Die Barings hatten es vermittelt: Im Frühjahr 1997 zogen wir in die renovierte Wohnung eines alten Fachwerkhauses im Zehlendorfer Stadtteil Schlachtensee. An den Straßenrändern blühten die Kastanienbäume und in den Vorgärten der schmucken Villen die lilafarbenen und roten Rhododendronbüsche. Heinz Zöger radelte nun zum Großen Fenster an der Havel statt zum Weißen Bogen am Rhein. Wir fuhren gemeinsam ins nahe gelegene Potsdam und spazierten, überholt von jungen Paaren mit Kinderkarren, Radfahrern und Joggern, fest gestützt auf unsere Stöcke, zwischen Marmorpalais und Schloß Cecilienhof im Neuen Garten. Als der erste Sommer in Berlin zu Ende ging, fühlten wir uns schon ganz zu Hause.

Unseren bisherigen Lebensstil behielten wir auch in der Hauptstadt bei. Ich schrieb abends lange Zettel; einer liegt noch unter den Papieren: »Flaschen wegbringen, Blumen auf Fleurop-Schein, Pulli (gelb) zur Reinigung, bestellte Bücher vom Mexikoplatz abholen, vier Kästen *Höllensquelle* schicken lassen, vier Flaschen Cidre (herb) und Badesalz vom Toten Meer mitbringen.« Nach dem Frühstück schwang sich mein Mann mit seinen über achtzig Jahren auf das Rad, um alles zu erledigen und anschließend die Gegend zwischen Grunewald und Wannsee, der Rehwiese und Dreilinden zu erforschen. Manchmal fuhren wir gemeinsam in die Stadt, um einzukaufen, Museen zu besuchen und all das Neue anzuschauen. Ich hatte

immer noch die genaue Reihenfolge der U-Bahn-Stationen zwischen Krumme Lanke und dem Wittenbergplatz im Kopf und eilte wie in den fünfziger Jahren sicheren Schrittes voran in die Frischfischabteilung des KaDeWe; nun nicht mehr, um mir anzuschauen, was ich mir nicht leisten konnte, sondern um Papageienfisch von den Seychellen, Barsch oder Lachstatar zum Abendessen einzukaufen. In der Französischen Straße, nahe des Gendarmenmarktes, zeigte mein Mann zu jenen Fenstern hoch, hinter denen er einst im Aufbau Verlag beruflich seinen Höhepunkt und tiefen Sturz erlebt hatte. Wieviel Vergnügen lebte in dieser Stadt neu auf, wie sehr gehörte sie zu unserem Leben! »Was ist denn nun anders als in Köln?« wollte ich wissen. »Die Luft ist besser in Berlin, aber die Menschen sind freundlicher in Köln«, antwortete Heinz lakonisch.

In unserer Ehe fügte sich zusammen, was als Gegensatz verstanden wird: Jeder fühlte sich dem anderen eng verbunden, meinte, ohne ihn nicht auszukommen, und lebte doch selbständig und frei. Keiner von uns beiden gab jemals sein ganz eigenes Leben auf. Heinz Zöger sah von einer Bank am Schlachtensee gemächlich der Entenmutter mit ihren Jungen zu, blickte hoch zum märkischblauen Himmel mit den Magritte-Wölkchen und wog den wohlgeformten Kiesel in der Hand. Ich hingegen war glücklich, wenn ich Bleistifte spitzen, Papier zurechtschneiden konnte, den weißen Bogen in die Schreibmaschine zog und den Anfang eines neuen Buchkapitels fand.

Abends saßen wir wie in Köln zusammen, um zu lesen, jeder seine eigenen Bücher. Mein Mann lebte in der Vorgeschichte, der Archäologie und der Antike. Angeleitet von Jan Assmann suchte er nach den Ursprüngen des jüdischen Monotheismus in Ägypten; Assmanns *Moses in Ägypten* gehörte zu seinen Lieblingsbüchern. Ihn beschäftigten das antike Persien, Hethiter, Römer und Griechen, mich Helene Weigel und Bert Brecht.

Nach seinem Tod erinnerte mich unsere Freundin Jutta an ihren Besuch im Frühjahr 1999. Gemeinsam wanderten wir von Kohlhasenbrück zum Wannsee. Die ganze Natur war aufgebrochen, um uns herum Vogelstimmen, das junge Grün am Boden, in den Bäumen und Büschen – fast schmerzhaft schön. »Wenn man sich vorstellt«, sinnierte Jutta mit einem Blick auf all das Schöne, Aufblühende, Zukunftverheißende um uns herum, »daß man das alles vielleicht zum letzten Mal sieht und das Leben weitergehen wird ohne uns ...« – »Ach«, sagte Heinz, »das deprimiert dich?« – »Ja«, antwortete die Freundin, »was

würdest denn du bedauern, wenn das Leben plötzlich zu Ende wäre?« Ohne zu überlegen antwortete er: »Daß die Welt voller Bücher ist – und wie wenige hat man lesen können! Für wie viele hat die Zeit nicht ausgereicht!« Bis in seine letzten Tage blieb für ihn Lesen Leben und Leben Lesen.

Aber wenn Freunde sich angemeldet hatten, legte er sein Buch zur Seite, zog eines seiner feinen seidenen Hemden an, entkorkte eine besonders gute Rotweinflasche und bereitete in der Küche ein Abendessen für die Benders, Jutta, Volker Mauersberger, den einstigen Kollegen aus dem WDR, oder unsere Bonner Freundin Susanne Miller vor. Sie war genauso alt wie er, und wir bewunderten an ihr, wie mädchenhaft anmutig, wie bescheiden und zugleich bestimmt sie wirkte. Für meinen Mann war Susi eine Schwester, wie er aufgewachsen in der gleichen heimeligen Atmosphäre der deutschen Arbeiterbewegung; sie, die Historikerin und Wiener Jüdin aus reichem Haus, als Sozialistin, er, der Leipziger Schriftsetzer, als Kommunist. Und so war auch ihre Unterhaltung miteinander geschwisterlich. Sie sprachen über Rosa Luxemburg, Eduard Bernstein und August Bebel wie von nahen Verwandten und bangten gemeinsam um den Erfolg der rot-grünen Koalition. Mit Susi kam immer ein Stück seiner verlorenen Heimat in das Haus zurück. Er liebte die Genossin sehr.

Ich hingegen ging auch aus, um alte Freundinnen zu besuchen: Erika von Hornstein in ihrer schönen Wohnung mitten in der Stadt, an den Wänden Hofers Mädchen mit dem leuchtend roten Kopftuch und Schmidt-Rottluffs See, in dem sich fahles Waldesgrün und ein orangegetönter Himmel spiegeln. Annemarie Schöppler, meine frühere Mitbewohnerin in Berlin, fuhr mit mir zum Möbelkauf. Helga Wandschneider, die langjährige Geschäftsführerin von amnesty, nahm mich mit nach Wiesenburg, zum Schloß im Hohen Fläming und nach Wiepersdorf, wo einst Bettina und ihr Achim lebten. Mein Mann und ich, wir fühlten uns geborgen in Berlin, umgeben von Hilfsbereitschaft und von Herzlichkeit der Freunde und Mitbewohner im alten Fachwerkhaus.

Schließlich, 1999, zog auch mein alter Freund Johannes Rau mit seiner Familie nach Berlin. Ich meine, daß wir uns im Januar 1970 zum ersten Mal begegnet sind. Damals war er Oberbürgermeister der Stadt Wuppertal und nahm zusammen mit Hilda Heinemann, der Großmutter seiner späteren Frau Christina, an einer amnesty-Veranstaltung im Wuppertaler Theater teil.

Später saßen wir zusammen im WDR-Verwaltungsrat, und ich fuhr jedes Jahr im Januar zu seiner Geburtstagsfeier im Wuppertaler Friedrich-Engels-Haus. Uns verband die Freundschaft zu Heinemanns und gegenseitige Sympathie. Ich bewunderte, wie es Rau als nordrhein-westfälischem Ministerpräsidenten gelungen war, in einem kraft Besatzungsdekret künstlich entstandenen Bundesland ein Wir-Gefühl erzeugt zu haben, das gewöhnlich nur in längeren Zeiträumen und durch Tradition entsteht. Ein Zusammengehörigkeitsgefühl von Menschen mit kaum vergleichbaren Gemütern, aus so vielen Landschaften und Regionen, das sich, auch in diesem Sinn von Rau gefördert, mit einem starken Ich-Gefühl, mit Individualität verband.

Ich habe Johannes Raus Niederlage gegen Roman Herzog 1994 und seine Wahl zum Bundespräsidenten 1999 im Berliner Reichstag miterlebt. Zusammen mit meinem Mann war ich eingeladen zu einem Treffen alter Journalisten im Schloß Bellevue, und nach Heinz Zögers Tod zu einem Essen für den Literaturnobelpreisträger Günter Grass. Wieder fiel mir Raus seltene Begabung auf, das, was auf den ersten Blick widersprüchlich, gegensätzlich wirkt, zusammenzuführen. Herzlich kommt er auf die Menschen zu und bewahrt zugleich nötige Distanz; selbstbewußt, jedoch nicht unnahbar, zuhörend, um dann, im rechten Augenblick, mit dem richtigen Wort das Herz zu öffnen oder den Verstand herauszufordern. In seine Souveränität ist auch die Demut aufgenommen. Jungenhafte Fröhlichkeit verbindet sich mit Nachdenklichkeit und frommem Ernst. Abwechselnd zwischen Spannung und Gelassenheit bringt er in seinem Lebensraum die Familie und die Politik, die Freunde und die Bücher unter. Unabhängig von Amt und Würden ist er mir ans Herz gewachsen.

Diesmal war es Heinz, der fragte. Irgendwann, während einer Sieben-Seen-Fahrt zwischen Stölpchen- und Griebnitzsee wollte er wissen, was denn jetzt in Berlin anders sei als in der Jahrhundertmitte. Als erstes fiel mir ein, daß damals niemand, den ich kannte, Besitzer eines Autos war. Es gab weder Stadtautobahnen noch Umgehungsstraßen und natürlich auch keine Staus. Als einmal ein Betrunkener aus seinem Fahrzeug auf die Straße fiel, blieb er dort schlafend liegen; die Gefahr, überfahren zu werden, bestand nicht.

Die Mädchen trugen Zöpfe, und heute wohlbeleibte Ehepaare, die mit Diät und Fasten abzunehmen versuchen, waren

noch rank und schlank und trugen Hüte, wenn sie sich als Jungverliebte zum Kaffeetrinken im *Kempinski* oder im *Kranzler* trafen.

Auch wir hatten keine Autos und besaßen auch noch keinen Fernsehapparat, gingen aber oft ins Kino und ins Theater. Der Erinnerung hingegeben, riefen mein Mann und ich uns an Deck des Ausflugsdampfers die Titel der großen Filme von damals zu. »Sehen Sie links die Sacrower Kirche!« scholl es aus dem Lautsprecher; »*Kinder des Olymp und Orphée*«, schrie ich dazwischen. Und als das Strandbad Wannsee in den Blick kam, fiel Heinz Zöger ein, wie ihn damals *Fräulein Julie* und *Endstation Sehnsucht* mit Vivian Leigh und Marlon Brando im »Maison de France« beeindruckt hatten. Während der Filmfestspiele bildeten sich Menschentrauben vor den Premierenkinos und Hotels, um Sophia Loren und Gina Lollobrigida zu sehen.

Bevor die Sieben-Seen-Fahrt zu Ende ging, erinnerten wir uns unserer einstigen Theaterlust. Mein Mann beneidete mich darum, daß ich damals noch den greisen Albert Bassermann in Schillers *Tell* gesehen hatte. Er hingegen konnte mit Elisabeth Bergner aufwarten, die in *Tiefe blaue See* von Terence Rattigan in der »Komödie« spielte. Und während die Passagiere langsam schon das Schiff verließen, raunten wir uns noch immer mit leisem Lachen die Namen unserer Theaterhelden aus den fünfziger Jahren zu: »Walter Frank als Wallenstein!« – »Oh ja!« – »O. E. Hasse als des Teufels General!« – »Unvergeßlich!« – »Käthe Dorsch, Ernst Schröder, Lucie Mannheim, Martin Held ...« »Machen Sie endlich, daß Sie von Bord kommen!« rief der Kapitän.

Als wir nach Berlin umzogen, war ich zweiundsiebzig Jahre alt. Meine Mutter war bereits mit fünfzig eine alte Frau; heute wirkt manche Sechzigjährige wie vierzig. Also ist es wichtig, selber zu entscheiden, wann man sich dazu bekennen will, ein alter Mensch zu sein.

Aber wie merkt man es? Zum Beispiel an den Weihnachts- und Geburtstagswünschen. Befragt von meinen Freunden nach Bücherwünschen für den Gabentisch, nannte ich eines Tages zu meiner eigenen Überraschung Autoren wie Vilma Sturm, Jean Améry und Margarete Hannsmann mit Büchern übers Alter. Das Thema interessierte mich; ich meinte, daß es an der Zeit sei, mich zu informieren.

Wie merkt man es? Zum Beispiel an den veränderten Gepflogenheiten beim Zeitunglesen. Während ich früher die Sei-

ten mit den Todesanzeigen überschlagen hatte, begann ich irgendwann, sie zu studieren: Wann war der Verstorbene geboren? 1910? Beruhigend. 1935? Um Gottes willen! Zehn Jahre jünger als man selbst und schon nicht mehr auf der Welt! Bis heute messe ich die eigenen Lebenschancen an denen Verstorbener – auf Friedhöfen und Zeitungsseiten.

Wie merkt man es? Zum Beispiel, wenn der so geduldige Ehemann schon nach den ersten Sätzen unterbricht: »Carlchen, diese Geschichte hast du nun schon zwanzigmal erzählt! Gibt es nichts Neues mehr?« Betreten schweige ich. Er hat ja recht, ich wiederhole mich. Erst spät habe ich gelernt, zuzuhören, ohne auf den Augenblick zu warten, selbst zu Worte zu kommen. Das Bedürfnis, sich zu produzieren, wurde geringer, wenn es auch nicht ganz erlosch.

Uneinsichtigkeit führt dazu, daß man von anderen darauf gestoßen wird, alt zu sein.

Als ich neulich Rad fuhr, rief mir eine Jüngere zu: »Oma, du fährst auf der falschen Spur und gefährdest den Verkehr!« Die Bezeichnung »Oma« kränkte mich. Als ich im Krankenhaus behandelt wurde, kündigte der Arzt mir an, daß er jetzt in meine »Äuglein« schauen werde. So spricht man zu Kleinkindern und Tattergreisen. Und als ich als Ehrengast in die römische »Villa Massimo« einzog, luden mich die jungen Stipendiaten zu keiner ihrer Feten und Zusammenkünfte ein. Ich, die Alte, gehörte nicht dazu; dieses Ausgeschlossenwerden traf mich hart.

Wenn ich ob meines Alters melancholisch werde, ziehe ich aus meinem Schreibtischfach ein Blatt Papier, auf dem ich ganz genau verzeichnet habe, was Menschen selbst im hohen Alter noch geleistet haben. Bedenke, sage ich dann zu mir, Fontane schrieb mit siebenundsiebzig *Effi Briest*! Chagall begann mit achtzig seine Arbeit an den Chorfenstern in Mainz! Picasso und Bertrand Russell führen die Aufzählung der produktiven Neunzigjährigen an.

Es mag ein wenig kindisch sein, sich mit Altersleistungen von Genies zu trösten. Aber man wird dabei jener Vorzüge gewahr, die das Alter auch gewöhnlich Sterblichen anbietet.

Die Zeit schrumpft; der alte Mensch muß lernen, was wichtig für ihn ist, und sich darauf konzentrieren. Und er lernt es, verweigert sich dem Firlefanz und macht sich unabhängiger vom Zeitgeist und allem, was »die Leute« sagen. Als altmodisch zu gelten, macht ihm weniger aus als früher, denn er ist gelassener geworden. Mit Schaumschlägern und Blendern,

mit Dingen, die man eigentlich ungern tut, mit richtigem Streit Stunden zu verbringen – dafür, das weiß man, reicht die Zeit nicht mehr.

Liebe und Freundschaft hingegen erhalten einen hohen Wert. Wichtiger als früher wird das ganz Persönliche: Zu bestimmten Zeiten erweist es sich als das Allgemeinste und Allerwahrste.

Aber gilt für alles, was ich als Vorzüge des Alters preise, nicht auch das Gegenteil? Bin ich mit den Jahren wirklich gelassener geworden? Es gibt, so habe ich an mir beobachtet, auch so etwas wie Altersgrantigkeit, dieses unwirsche »Ach, laß mich in Ruh!«, dessen man sich hinterher meist schämt. Hat diese Grantigkeit etwas zu tun mit dem plötzlich aufflammenden Neid zum Beispiel auf den jungen Jogger, der fröhlich den Schlachtensee umrundet, während man selber, die Linke an der schmerzenden Hüfte, mühsam der nächsten Bank zustrebt?

Es ist wohl doch nicht so ganz einfach, das neue Rollenfach zu übernehmen. Es lernt sich nicht von heute auf morgen, die mit der Selbsttäuschung über die Bedeutung der eigenen Person verbundene Betriebsamkeit ganz abzulegen.

Und wie oft gewinnt das ganz und gar Unwichtige die Oberhand, weil Nervosität den Tag bestimmt; nervöse Angst, den Zug mit dem reservierten Sitzplatz zu verpassen, weil man auf dem falschen Bahnsteig steht; die Angst, im Stau zu stehen, während der Lufthansa-Flug nach Köln abhebt. Und zu Hause liegt womöglich noch der vergessene Wohnungsschlüssel! Also wird die Abfahrtstafel mit den Gleisangaben auf dem Bahnsteig in Abständen von fünf Minuten immer wieder überprüft. Also stehe ich sechzig Minuten zu früh vor dem Abfertigungsschalter meines Fluges und durchwühle zum vierten Mal den Inhalt meiner Reisetasche. Ach ja, da ist der Wohnungsschlüssel!

Es erschreckt mich zu erleben, wie der Abstand zwischen mir und der modernen Welt immer größer wird. Lebensmittel- und Aktienkäufe tätigen moderne Menschen mit Hilfe des Computers. Türen springen auf, wenn ich mich ihnen nähere. Herr Kowark drückt in seinem Taxi einen Knopf, tippt die Anschrift ein, und schon weist uns eine Frauenstimme abwechselnd nach links, rechts und geradeaus zum erwünschten Ziel. Der Gegensatz zwischen toten und lebendigen Objekten schwächt sich ab. Andererseits: Dinge, die wir gar nicht wahr-

nehmen können, bedrohen uns, zum Beispiel Asbest und Radioaktivität.

Früher lehrten Alte Junge. Jetzt müssen uns die Jungen erklären, was es mit all dem Neuen in der Welt der Technik auf sich hat, und sie tun das oft in einer Sprache, die wir gar nicht oder schwer verstehen. Die immer größere Geschwindigkeit, mit der sich schwerwiegende Veränderungen vollziehen, die neuen Entdeckungen und Erfindungen stehen im krassen Gegensatz zu der Langsamkeit, mit der ein alter Mensch Neues aufnehmen kann, schreibt Norberto Bobbio. Und damit ich mich nicht in irgendwelchen Illusionen verliere, prophezeit Signore Bobbio mir: Selbst wenn du dich unter Aufbietung aller Kräfte auf die Zehenspitzen stellst, wirst du von dem neuen Zeitalter nur einen schwachen Schimmer sehen.

Es entfernen sich von mir auch Länder, Kontinente. Es schrumpft die einst so ausgeprägte Lust und Neugier, etwa nach Lateinamerika zu reisen, um den schneebedeckten Popocatepetl in Mexiko zu sehen oder im Nahen Osten, in Jordanien, Petra zu besuchen und den römischen Tempel anzuschauen. Fünfzehn Stunden im Flugzeug nach Manila? Dann doch lieber in fünf Stunden ins liebliche Gasteiner Tal zum Kuren, Spazierengehen entlang der Ache, Bäder nehmen, schwimmen und sich auf Tafelspitz und Palatschinken freuen.

Auch wenn sich der Horizont verengt, das Vergnügen, von Zeit zu Zeit den Ort zu wechseln, bleibt; die Ostsee ersetzt das Rote Meer, die Gasteiner Ache Nil und Ganges. Was aber wird sein, wenn sich auch die Sprache zu entfernen scheint, wenn Wörter uns entgleiten, dann, wenn wir sie brauchen, nicht zur Stelle sind?

Ich sehe auf die Blüten der hochwuchernden Malven und der braunäugigen Rudbeckia vor dem Ferienhaus am Usedomer Achterwasser, und mir fallen die Pflanzennamen erst Stunden später wieder ein. Und woher so schnell die passenden Wörter nehmen, um dem Besucher präzise zu erklären, wie er von der S-Bahn auf dem schnellsten Weg in unsere Straße kommt? Die Konzentration und das Gedächtnis lassen mich im Stich, und dies zu einer Zeit, in der Wörter umgedeutet werden und das Altbekannte neue Bezeichnungen erhält!

Obgleich ich mich englisch halbwegs zu verständigen weiß, verstört mich die um sich greifende Anglomanie. Ich weiß nicht, was ich mir unter der Sportart Paragliding vorzustellen habe, ich kann dem Motorsportchef im Fernsehen nicht folgen, wenn er

»Wir pushen in Richtung speed« verspricht. Airspeak im Luftverkehr, Seaspeak auf den Weltmeeren, Emergencyspeak bei internationalen Katastrophen und all die Highlights und Events! In welcher fremden Welt bin ich geraten! Das Gewohnte: out.

Altersbedingte körperliche Veränderungen haben mich nicht aus dem Gleichgewicht gebracht. Das Haar wird grau. Na und? Die Rinnen zwischen Oberlippe und Nase, die Falten auf der Stirn und um die Augen vertiefen sich. Auch das ist zu ertragen. Der Augenarzt verschreibt die Brille, der Zahnarzt fertigt ein künstliches Gebiß. Die Haut schrumpft ein. »Mensch, bist du dick geworden!« bemerkt die Freundin nach dem Nikotinentzug. Man geht dem Spiegel aus dem Weg, aber man kann damit leben.

Ungleich schwerer wiegen Krankheit und Gebrechen. Ich wache morgens auf. Wo tut's heute weh? Mal schmerzen die Oberschenkel, dann die Waden, und in der rechten Schulter rumort es auch. »Na ja, das ist so mit über siebzig«, sagt man sich. Ist von irgendwoher ein Wettertief heraufgezogen, fällt das Gehen schwer. Vom linken Rückenende zieht ein starker Schmerz das Bein hinunter bis in die Fußsohle hinein. Ich beschließe, einen Orthopäden aufzusuchen. Ungleich schneller als die Schmerzen bin ich mein Selbstbewußtsein los. Das Außergewöhnliche für mich ist das Alltägliche für ihn. Zaghafte Versuche ich Kontakt zu finden, will Erfahrung geltend machen: »Ich glaube, es ist der Ischiasnerv.« – »Was Sie glauben, interessiert mich nicht«, sagt er. Seine Arroganz ist mit Ungeduld vermischt. Er fragt, und ich soll Antwort geben; kurz, präzise bitte. Als Routinefall hänge ich an den Schnüren seiner Fünf-Minuten-Medizin. Zuwendung – kennt er das Wort? Was würde er empfinden, wäre er selbst Patient? Seine Diagnose ist mir unverständlich, nach Erläuterungen wage ich nicht zu fragen. Seine Therapie ist mir verständlich: Die Helferin wird mich an einen Apparat anschließen. »Jetzt drehen wir uns mal nach rechts«, sagt sie und: »Sind Sie wieder einbestellt?« Könnte ich mich doch amüsieren oder richtig zornig werden! Weinend gehe ich nach Hause.

Ich weiß, es gibt viele andere Ärzte, dankbar habe ich es erfahren. Aber solche gibt es auch.

Wir lebten erst ein gutes halbes Jahr am Schlachtensee, da änderte sich mein ganzes Leben. Eines Nachts, gegen drei Uhr früh, wachte ich mit heftigen Schmerzen auf. Das könne, mein-

te ich, trotz einer lange zurückliegenden Gallenoperation nur eine neue, besonders schwere Gallenkolik sein. Meine Ärztin schickte mich zu Spezialisten; schließlich stellte sich heraus, ich hatte einen Herzinfarkt erlitten.

Anfang Januar 1998 fuhr ich mit meinem Mann zu weiteren Untersuchungen in die Universitätsklinik nach Köln. Mit drei Bypassen, eingesetzt während einer Notoperation, kam ich im März aus der Reha-Klinik schließlich nach Berlin zurück, bar aller physischen Selbstsicherheit. Kann, was in dieser einen Nacht geschehen ist, sich nicht in jeder anderen wiederholen? Kann ich je wieder sicher sein, am nächsten Morgen noch zu leben? Zum ersten Mal hatte sich der Tod genähert. Doch das Geschrei der Möwen am Usedomer Achterwasser trieb ihn noch einmal in die Flucht.

Astrid Gehlhoff-Claes

Schreiben

Leben –
das Altern,
das mich ständig
an den Abgrund drängt.

Schreiben –
das Sprungtuch,
das mich immer
auffängt.

Herbst

Ein alter Mann zieht singend durch die Nacht.
Singt von Septembern, Rosen, blauen Fernen,
singt von Levkojen, späten Meeren, Sternen:
Sie hielten einst »über den Küssen Wacht«.

Längst haben sie ihn heimatlos gemacht,
um die er seinen Mantel fest gebunden,
die vielen ungeheilt verhüllten Wunden.
Er singt. Es sind schon seine letzten Stunden.
Er singt. Er hat noch stets ein Lied gefunden.
Und keiner sieht, wie er im Dunkeln lacht.

Schnee

Schnee wird fallen über Nacht.

Über Nacht in weißen Wellen –
nie mehr findest du die Stellen,
wo der Sommer sich vollbracht.

Und wir fallen schwer in Schlaf.

Wenn sich Luft und Wolken ballen
über Nacht, denn Schnee wird fallen,
und wir fallen schwer in Schlaf.

Du wirst alt sein über Nacht.

Über Nacht in weißen Haaren –
und du siehst es erst nach Jahren,
wenn du weinend aufgewacht:

Über Nacht ist Schnee gefallen.

Im Alter

Meine Stimme mein Schiff,
zerbrich nicht
auf hoher See.

Halt aus.
Du hast nur den Himmel.
Keine Hoffnung auf Land.

Dein Segel reißt.
Die Wogen locken.

Meine Stimme,
zerbrich nicht.